

## Zwei Schulreden

(von dem Direktor).

I.

Rede bei der Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Friedrich Schillers Todestag  
am 9. Mai 1905.

Meine heutigen Betrachtungen, liebe Schüler, möchte ich anknüpfen an Erlebnisse, die das vergangene Jahr mir brachte. Da hatten die Sommerferien mich wieder einmal an den Vierwaldstätter See geführt, an den herrlichsten unter den vielen herrlichen Seen des wunderbaren Schweizerlandes. Zu Schiff fuhren wir, meine Frau und ich, von Luzern, der prangenden Fremdenstadt, die doch in ihren inneren Teilen sich einen halb schweizerischen, halb südländischen Charakter bewahrt, vorüber an dem Fuss des hohen Pilatus und des Rigi, vorüber an der Bucht, über die hin aus der Ferne Küssnacht grüsst, vorüber an den ragenden Häuptern der Mythensteine ob dem sonnendurchglühten Brunnen. Rechts sich wendend lenkte das Dampfboot in den Urnersee, die Berge steil und schroff traten dem Ufer näher, von rechts erschien der Schillerstein, das Rütli auf der Höhe des Seeufers, — bald erschien links die Telskapelle, bald auch das ländlich stille Flüelen, wo ich schon öfter gern verweilt hatte, und wo wir auch diesmal das Schiff verliessen. Als wir nun am gastlichen Tisch des Wirtshauses an Speise und Trank uns gütlich taten, da zeigten uns die Bekanntmachungen an den Wänden des Saales, zeigte uns ein Teil der Gäste, der mit uns zu Tische sass, an, dass der stille Ort in diesem Jahre ein anderes Aussehen angenommen hatte. Eine Fülle von Reisenden, Schweizer und Fremde, durchzogen ihn, um nach Altdorf zu wandern und dort am nächsten Tage der Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ beizuwohnen, die die Bewohner des Ortes und der umliegenden Dörfer dem Stücke in den Sommermonaten bereiteten. Zwar hinderte uns der festgeordnete Reiseplan, nach unserem Wunsche uns den Zuschauern anzuschliessen, doch benutzten wir ein paar Morgenstunden, um auf heisser und staubiger Strasse den Flecken aufzusuchen, das Telldenkmäl zu betrachten, das seinen Marktplatz ziert, und einen Blick auf die Feststätte zu werfen. Und wir schauten auch hinüber zu den Ruinen der Burg Attinghausen und hinauf gen Bürgelen, wo nach der Volkserinnerung Tells Hütte stand. Eine Feststätte war es wirklich, denn das Volk feierte mit diesen Aufführungen das Stück und den Dichter, der es vor hundert Jahren geschaffen hatte, es dem Schweizer Volk noch im besondernem geschaffen hatte als Verherrlichung seines Freiheitskampfes und der Entstehung seiner staatlichen Vereinigung.

Heute sind nun wir versammelt, um eine Feier zu begehen, die gleichfalls Friedrich Schiller gilt. Aber nicht nur in der engen Gemeinschaft der Schule feiern wir heute den Dichter, die ganze Bewohnerschaft unserer Stadt hat sich dazu vereinigt. Und nicht bloss hier in Nordhausen wird heute Schiller gefeiert. Im ganzen Deutschen Reiche, überall, wo die Deutsche Zunge erklingt, in allen Ländern Europas und der fremden Erdteile, in den grossen Städten, wo Deutsche bei einander wohnen, wie in den abgelegensten Siedelungen unserer Kolonien, — wo immer heute Deutsche sich in die Augen sehen, da drängt der Name Friedrich Schillers sich ihnen auf die Lippen, da weihen sie seinem Angedenken eine Spanne Zeit. Wenn wir nun überlegen, dass der heutige Tag die hundertste Wiederkehr desjenigen bringt, an dem einst Schiller von der Erde schied, so mag eine Feier dieses Tages doch zunächst wie ein Widerspruch zu seiner Bedeutung erscheinen. Am 9. Mai 1805 entriss den noch nicht 46jährigen Dichter der Tod rüstigem und erfolgreichem Schaffen, friedlich-stillem Familienleben, befruchtender und beglückender Freund-

schaft mit den Besten seiner Zeit. Tiefe Trauer erfüllte damals alle Kreise, — und heute, nach hundert Jahren, soll derselbe Tag uns als ein Festtag gelten?

Wen unter Euch es schon betroffen, dass ein Freund, ein Anverwandter, Geschwister oder Eltern ihm gestorben sind, der hat es empfunden und weiss, dass die Wiederkehr des Tages, der den Theuren ihm genommen hat, zu stiller Zurückgezogenheit, zu ernster Haltung stimmt, dass an ihm der Schmerz des Verlustes sich verstärkt und erneut, dass Fröhlichkeit und Feier dem Herzen ferne liegt. Was Ihr aber noch nicht wissen könnt, weil bei Eurer Jugend Eure Erfahrung dazu noch nicht ausreicht, das ist, dass im Verlaufe der Jahre dieser Ernst, diese Trauer, dieses Gefühl der Sehnsucht und des Verlustes eine andere Färbung annehmen, dass der Schmerz immer milder wird, dass mit aller Wehmut, mit der der Jahrestag die Herzen der Hinterbliebenen erfüllt, allmählich immer mehr sich eine stille Heiterkeit verbinden kann. Die Erinnerung an den Verlust, den wir erlitten, wird schwächer, neben sie tritt mit der Zeit immer stärker und lebendiger der Gedanke, dass der Gestorbene uns etwas Wertvolles gewesen, dass wir Förderung von ihm erfahren, dass das innig vertraute Verhältnis, in dem wir zu ihm standen, unserem Herzen wohl getan hat. Verehrung, Dankbarkeit, ein lebendiges Bild der Persönlichkeit vor unseren geistigen Augen rufen in uns in späteren Jahren der Todestag unserer Lieben hervor, er kann uns aus einem Tage der Trauer wirklich ein Feiertag werden. Wie viel mehr ein Tag wie Friedrich Schillers Todestag! Gewiss, jener 9. Mai 1805 erschütterte, was deutsch fühlte, in der ganzen Welt, — die nächste Umgebung, die des Verbliebenen Leiden mit erlebte, den geistesgewaltigen Freund, der die Todesnachricht sich erfragen musste, weil niemand es wagte, sie ihm zu überbringen, das ganze deutsche Volk, das schon damals in dem Dichter seinen Liebling sah, der es hinaushob über die Ängste und Leiden einer schweren Zeit. Und jetzt nach 100 Jahren? Heute wissen wir mit Sicherheit, was Schiller unserm Volk gewesen ist, wir empfinden deutlich, was er uns ist, wir ahnen und hoffen, was er uns und unseren Nachkommen in Zukunft noch sein kann. Heute, an seinem hundertjährigen Todestage, ist es daher unser Recht, die Wehmut, die uns erfüllt bei der Überlegung, dass so frühe schon ein solcher Geist seinem Volke und der Welt entrissen wurde, durch das Gefühl der Freude verdrängen zu lassen, dass er uns einmal überhaupt geschenkt war, dass er unser ist und bleiben wird. Welches aber diese Bedeutung Schillers für uns ist, will ich in einigen Hauptpunkten jetzt kurz uns nahe zu bringen versuchen.

Ich sagte schon, dass bereits vor seinem Tode Schiller in dem Herzen seines Volkes eine Stätte sich geschaffen hatte, weil er durch seine Kunst es hinaushob über die Ängste und Sorgen einer schweren Zeit. Kaum war er tot, da brach erst das herbste Leid herein über Deutschland. Und in jenen Jahren der Schwächung und Zersplitterung, der Vergewaltigung und Knechtung ist Schiller den Deutschen noch mehr geworden, als er schon vorher war. Was er in seinem Wallenstein und Gessler, in seinem Tell dargestellt hatte, die Neigung zur Alleinherrschaft und Volksunterdrückung, die Empörung und Erhebung der Unterdrückten gegen die fremde Tyrannei, — sein Volk erlebte es, als er kaum von ihm geschieden war. Und jetzt erwiesen seine Werke sich als eine Quelle des Trostes und der Hoffnung, indem sie Bilder entrollten der Erlösung, der Befreiung von langem Druck, Bilder des aufstehenden Mutes. In den Vielen, die mit Entschlossenheit den Kampf aufnahmen, die gegen die Fremdherrschaft sich erhoben, in blutigem Streit ihr Leben wagten und mit ihrem Blut, mit Wunden und Tod den Siegespreis bezahlten, in ihnen lebte sein Geist, sie waren erfüllt von seinen Dichtungen und Gestalten, er hat ihre Schlachten mit schlagen geholfen. Es war Schillers Freiheitsgedanke, der in den Freiheitskriegen sein Volk zu den schwersten Opfern begeisterte.

Als den Dichter der Freiheit hat man Schiller oft bezeichnet. Und sicher mit Recht, wenn man den rechten Sinn mit dem Worte Freiheit verbindet. Man hat Schiller wohl als den Apostel des Weltbürgertums gefeiert und ihn für die Gedanken dieser Lehre in Anspruch genommen. Für den jungen Schiller nicht mit Unrecht. Denn der Dichter der Räuber und der Luise Müllerin war wohl geneigt, gegenüber den Ideen der allgemeinen Menschenverbrüderung zu vergessen, dass wir Menschen vor allem Söhne eines Volkes sind, dass wir ein Vaterland haben, dass jeder einzelne vor allem ein Glied seiner Nation und erst dadurch ein Glied der Menschheit ist, dass Stolz auf das eigene Volk allgemeine Menschenliebe nicht ausschliesst, dass er vielmehr der gesunde Boden ist für alles menschliche Gedeihen. Aber den jugendlich schwärmerischen Dichter führte seine Entwicklung fort von diesen Irrtümern seiner Jugend. Der Mann, der die Jungfrau von Orleans verherrlichte, die ihr Vaterland von den Feinden befreit, der dort das Wort spricht:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht  
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“,

der im Wilhelm Tell den gerechten Kampf der Notwehr eines zum äussersten getriebenen Volkes uns schildert und uns mahnt

„Ans Vaterland, ans teure schliess' Dich an,  
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen;  
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,“ —

der hatte zu der Frage, ob Nationalität und Volk, ob Weltbürgertum das höhere sei, die richtige Stellung gefunden.

Ein Dichter der Freiheit bleibt Schiller trotzdem. Aber in einem anderen, höheren Sinne. Schiller ist der Dichter der sittlichen Freiheit. Es ist ein Zeichen erhabener Geistesgrösse, dass der Mann, dem schon der Lorbeer seines Dichterruhms die Stirne kränzte, sich entschloss, für Jahre künstlerischem Schaffen zu entsagen, um den Quellen nachzugehen, von denen er fühlte, dass er zu seiner Vollendung aus ihnen trinken müsse. Anstatt seinem Genius weiter freie Bahn zu lassen, weiteren Ruhm auf sein Haupt zu sammeln, zog er sich in die Stille des Studierzimmers zurück, ergab er sich der schweren Aufgabe, die Gedankenwelt eines anderen deutschen Geistesheroen, die Philosophie Immanuel Kants, zu durchdringen, in sich aufzunehmen, sich anzupassen. Der 33jährige Mann spricht den Entschluss als unwiderruflich aus, die Kantische Philosophie nicht eher zu verlassen, als bis er sie ergründet habe, sollte es ihm auch drei Jahre kosten! Drei Jahre! Das erscheint vielleicht nicht viel für Euch in Eurer Jugend, vielleicht auch nicht für einen Mann in Schillers Jahren. Er konnte doch dann immer noch auf Jahrzehnte weiterer Arbeit rechnen. Aber für Schiller war die Lage anders. Kurz, bevor er diesen Entschluss fasste, hatte der erste Anfall jener schweren Erkrankung ihn getroffen, die ihn nicht wieder verliess, der er 14 Jahre später zum Opfer fiel. War er von dem ersten Anfall auch genesen, — dass er vom Tode gezeichnet sei, das mochte sein Befinden ihn doch wohl lehren. Nun wäre es doch das Natürlichste gewesen, wenn er den Weg gegangen wäre, der aller Wahrscheinlichkeit nach ihn am ehesten zu noch grösserem Ruhme, zu materieller Wohlhabenheit führen konnte, — um so mehr das Natürlichste, als er, jung verheiratet, auf die Sicherung der Zukunft seiner Familie bedacht sein musste. Aber ohne Rücksicht auf äussere Vorteile, nur geleitet durch das Streben, in seiner Kunst das Vollkommenste zu leisten, nicht das Gangbare, das dem Geschmack der Menge Schmeichelnde, das doch immer das zunächst Erfolgreiche ist, hat er sich Jahre hindurch als Schüler vor die Füsse des Weisen gesetzt, aus seinen Werken geläuterte Auffassungen über die Gesetze und Endzwecke seiner Kunst, tiefere Einsicht in die höchsten Fragen, die den Menscheng Geist bewegen, zu schöpfen, Ein erhabenes Vorbild uns allen, und Euch im besonderen, die Ihr im Beginn der Lebensbahn steht.

Der Erfolg entsprach der Grösse des Entschlusses. Durch das Studium Kants entwickelte Schiller seine Individualität erst zur Vollendung und kam damit den höchsten Anforderungen seines Dichterberufes nach. Denn es verhält sich so, wie er selbst es ausspricht: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muss es also wert sein, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu sein. Darum seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternemen darf, die Vortrefflichsten zu rühren“. Im Umgang mit Kants Gedanken wurde Schiller sich klar über die Grundsätze seiner Kunst, über ihre letzten Zwecke, er fand dafür eigentümliche, seiner Eigenart angepasste Formulierungen. Keinesweges blieb er ein Schüler, ein Nachbeter Kantischer Lehre. Die Kunst ist ihm nicht ein schönes Spiel allein, — sie hat ein höheres, sie hat das allerhöchste Ziel. Ihr ist die hohe Aufgabe zugefallen, den Zwiespalt im Menschen zu versöhnen, die Leidenschaften zu reinigen, die Seelen zu veredeln. Sie ist die Erzieherin des Volkes, die Künstler seine Lehrer und Berater. Der Künstler hat einen sittlichen Beruf. Sein Tun ist eine Offenbarung der übersinnlichen Welt, und indem er für ihre Güter die stumpfe Menge erwärmt und beseelt, befreit er auch sie vom Joch der Sinnlichkeit. So kann Schiller den Künstlern zurufen:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.  
Bewahret sie! Sie fällt mit Euch,  
Mit Euch wird sie sich heben“.

Mit dieser Begeisterung für die Würde des Menschentums hatte nun Kant des Dichters Seele erfüllt. Nur der Mensch lebt nicht allein in der natürlichen, sondern auch in der sittlichen Welt. Er allein kann sein

Handeln selbst bestimmen durch die Gedanken an die Welt, die sein soll, an die Gemeinschaft der vollendeten Menschheit. Alle anderen lebenden Wesen suchen nur ihre Erhaltung und Fortpflanzung und ihr Behagen. Dem Menschen ist das Bewusstsein der Gesetze ins Herz gelegt, nach denen er leben soll, um an der Kulturaufgabe der Menschheit mitzuarbeiten. So sind wir unsere eigenen Gesetzgeber, geben selbst unserer Bahn die Richtung im Dienste der Vollkommenheit des Menschentums. Aber wer selbst sich das Gesetz gibt, der ist frei. Das ist der Kerngedanke der Kantischen Freiheitslehre, in der die Begriffe von Sittlichkeit und Freiheit zusammenfallen. Diese Lehre hat Schiller angenommen, — er hat sie freilich nach seiner Auffassung vom Wesen der Kunst verändert. Es ist der Bund von Freiheit und Schönheit, es ist die schöne Sittlichkeit, die er erstrebt. Er fordert die Erhebung des Sittengesetzes zu freier Neigung, zu Liebe. So sondert er sich von Kant, dessen rigoristischer Moralbegriff, jener Begriff, der die Tugend nur im feindlichen Gegensatz zur menschlichen Neigung zu denken wusste, für den die sittliche Handlung ihren Wert verlor, wenn sie mit der Neigung übereinstimmte, ihm unerträglich war. Er schlug den Wert der Sittlichkeit gerade um so höher an, je mehr sie aus der Tiefe der eigenen Persönlichkeit hervorstach. „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, dass es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. . . . In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung“.

Und nun hat Schiller diesen Gedanken der sittlichen Freiheit in seinen Dichtungen lebendig gemacht. In seinen Balladen liess er die ewigen sittlichen Urideen unmittelbar, jedem Kinde verständlich, sich enthüllen, in seinen philosophischen Gedichten, in „Ideal und Leben“, im „Spaziergang“, in den zahlreichen Sprüchen verwandelte er die strenge Gedankenarbeit in Poesie. Die Ideen setzen sich in sprechende Bilder um, die schweren philosophischen Einsichten verwandeln sich in Lebensworte, und der ganze Glaube Schillers wird zugänglich für sein Volk. Die Dramen seiner reifen Zeit, sie nehmen das bedeutsame, geschichtliche Leben, die grossen Weltverhältnisse, die mit dem Menschenleben selbst gesetzte ewig gleiche Tragik zum Gegenstande.

Schiller musste daher in allen seinen Schöpfungen als ein Vertreter der Idee, als Dichter des Idealen erscheinen. Oft genug hat man ihm ja daraus einen Vorwurf gemacht. Die Jünger jener literarischen Richtung, die man als das junge Deutschland bezeichnet, und nicht weniger in der Gegenwart die Anhänger und Verehrer der naturalistischen Dichtung, haben es versucht, Schillers Bedeutung als Dichter herabzusetzen, sein Ansehen zu schädigen, die Verehrung und Liebe, die er geniesst, ihm zu rauben. Was sie ihm zum Vorwurf machen, das ist eben, dass er nicht in den niederen Sphären des Menschenlebens mit seinen Gedanken, mit den Gestalten seiner Phantasie, mit dem Seelenleben, das er ihnen einhaucht, verweilen will, dass er weit über die Wirklichkeit hinaus in ein Reich des Fühlens und Denkens uns geleitet, dem nichts auf Erden zu entsprechen scheint.

Aber es ist gerade diese Eigentümlichkeit der Schillerschen Dichtung, die sie uns so lieb macht. Liegt doch in uns Deutschen allen — so verborgen es auch sei, — ein tiefer Zug zum Idealen, eine Neigung, von der gemeinen Wirklichkeit uns abzuwenden, — ein Zug, den unser Volk bewährt hat in allen Wendepunkten seiner Geschichte, in den grossen Zeiten des mittelalterlichen Kaisertums, in der Reformationszeit, in dem Verhalten zu den Heroen unserer klassischen Litteratur. Oft genug hat unser Volk gerungen und gekämpft, geblutet und gelitten für einen Gedanken, der nichts gemeinsam hatte mit den Dingen des täglichen Lebens und der Wirklichkeit, für das Ideal, das dennoch heimisch ist in jeder Hütte und in jedem Palast, das mit jedem von uns geboren wird, das unser Gemüt wie eine Verklärung über das Leben breitet. Da ist es nun Schiller, der diesen Regungen unseres Volksgeistes beredete Worte geliehen hat, der mit seinen Gedanken, mit den Gestalten, die er zu ihrer Vertretung geschaffen, die er mit ihnen erfüllt hat, uns emporzieht aus dem niederen Gewirr der Tagessorgen, aus der alltäglichen Betrachtung und Wertung des Lebens, hinauf zu den Höhen seines Fühlens, Denkens und Schauens. Und was er uns sagt, so tief und wunderbar es ist, — es ist zugleich so schlicht und so klar, dass derselbe Gedanke, der für die fortgeschrittenste Bildung noch von Bedeutung ist, ihr noch eine Förderung gewährt, zugleich dem einfachsten Gefühl verständlich wird.

Vorzüglich sind es seine dramatischen Dichtungen, in denen Schiller seine Ideale, in menschliche Gestalten geschlossen, uns vor die Seele führt. Von seiner Jugend Tagen an, als er in den Räufern, in Kabale und Liebe den Kampf gegen die Niedertracht einer verderbten Gesellschaft aufnahm, bis zu den Schöpfungen seiner geläuterten Mannesjahre hat er denn auch mit ihnen die grössten Wirkungen erzielt. Es sind ja die Empfindungen und Gedanken, die uns allen tief in der Seele leben, die er zur Darstellung bringt, vor allem die Liebe zum Vaterland und zur Menschheit. Vaterlandsliebe ist in den meisten grossen Dramen Schillers die begeisterte und treibende Macht. Wir finden sie im Fiesco, wenn Verrina den ehrgeizigen Helden ins Meer stürzt, wir finden sie ebenso in Maria Stuart, wenn im Rat der Königin das Schicksal der Gefangenen erwogen wird. Und erfüllt mit ihr ist die Jungfrau von Orleans, ist Wilhelm Tell. Wie schon die Räufern und Kabale und Liebe, ist ferner Don Carlos ein hohes Lied der Menschheitsrechte gegenüber den Unterdrückungsversuchen der Tyrannei und Standesansprüche. Mit der Verherrlichung von Vaterlandsliebe und Menschlichkeit trifft Schiller aber unseres Volkes eigenste Art. So sehr es oft anders erscheint, — gleich stark ist in uns Deutschen doch das Vaterlandsgefühl entwickelt und der Sinn für alles Grosse und Schöne auf dem weiten Umkreis der Erde, der ihn uns zu einem zweiten Vaterlande macht, der die ganze Menschheit uns zu einem Gegenstande besorgter Liebe werden lässt.

Nur andeutungsweise, mit wenigen Strichen, kann ich heute ein Bild von Schillers Dichtergrösse Euch zeichnen, nur wenige Züge seiner Persönlichkeit erwähnen, nur die bedeutsamsten, für Euch besonders wichtigen, Euch am ehesten verständlichen. Die Zeit reicht nicht aus, meine Betrachtungen zu erweitern und genauer auszuführen. Indessen, dass Ihr zur Bejahung der Frage komm, die ich zu Anfang stellte, ob es Recht sei, den hundertjährigen Todestag unseres Dichters als einen Feiertag zu begehen, dazu, denke ich, haben meine Worte Euch einigen Anlass gegeben.

Zu etwas andern muss ich mich jetzt noch wenden!

Als der Schluss des abgelaufenen Schuljahres uns Lehrern die Veranlassung gab, aus den Mitteln, die Gönner unserer Anstalt durch Stiftungen uns zur Verfügung gestellt haben, wie alljährlich denen unter Euch, die durch angemessenes Betragen, durch Fleiss und befriedigende Leistungen uns besondere Freude bereitet hatten, durch Bücherprämien unsere Anerkennung auszusprechen, da haben wir diesmal ausschliesslich solche Werke gewählt, die auf das Leben Schillers sich beziehen, oder wir haben seine Dichtungen selbst Euch in die Hand gegeben. Auch heute werde ich noch Gelegenheit haben, auf Anordnung des Herrn Ministers eine Reihe von Werken zu verteilen, die Schiller zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen. Hier wie dort liegt die Absicht vor, dem Empfänger ein bleibendes Andenken an den heutigen Tag und an seine Feier zu Teil werden zu lassen. Das ist ja nun auch die Absicht all' der vielfachen Veranstaltungen und Stiftungen, die der heutige Tag allerorten hervorruft. Auch unsere Stadt beteiligt sich an ihnen in angemessener Weise. Neben den Festvorstellungen, denen auch ein Teil von Euch beiwohnen konnte, die heute noch in den drei Festversammlungen ihre Fortsetzung finden, — die alle doch in den Teilnehmern Schillers Persönlichkeit und Bedeutung lebendig zu machen bestimmt sind, — hat ja die Stadtverwaltung auch beschlossen, bleibende Gedenkzeichen der heutigen Feier und der in ihr kundgetanen Verehrung Schillers zu schaffen. In festlicher Weise wird heute Nachmittag die Schillerlinde gepflanzt werden, an einem der schönsten Punkte unseres Stadtparkes, den der Name Schillerhain für die Zukunft beigelegt werden soll, an dem demnächst auch eine künstlerisch gefertigte Schillerbank aufgestellt werden wird. Und aus bereitgestellten Geldmitteln soll ein Schillerfonds gestiftet werden zur Gründung einer Lesehalle.

Nicht anders, wie hier in unserer Stadt, wird man an andern Orten verfahren. Der Name Schillers wird in Zukunft uns in der Oeffentlichkeit viel häufiger begegnen als bisher, als Schillerstrasse, Schillerplatz, Schillerbrunnen, Schillerbank, u. a. m. Da ist denn das Gedächtnis des Dichters wirklich gesichert! Der Name, der alltäglich in unser Ohr tönt, den werden wir und unsere Nachkommen nicht vergessen.

Aber was ist ein Name?

„Nam' ist Schall und Rauch“

hat ein grosser Dichter die Frage beantwortet. Wer nur den Namen kennt, der kennt doch nichts; der Name kann nur dem etwas sein, der weiss, was er mit ihm in Gedanken zu verbinden hat. Nur wer die Schmachhaftigkeit des Obstes kennt, dem bedeutet der Name Apfel etwas.

In den vielen Schriften, grossen und kleinen, in den Aufsätzen der Tageszeitungen, die die Bedeutung des heutigen Tages behandeln, da ist daher auch oft genug auf das hingewiesen, als auf das eine,

was not tut, woran auch ich heute zum Schluss erinnern will, als auf das Beste, was dieses Tages Feier Euch bringen kann.

Das beste Denkmal, das wir alle, — das vor allen die Deutsche Jugend, die ins Leben tretende, dem gefeierten Dichter setzen kann, — ein Denkmal besser als alle Stiftungen, die seinen Namen tragen sollen, besser und dauerhafter als alle Namengebungen an Strassen und Plätzen, das ist dasjenige, das wir in uns selbst errichten, indem wir ihn selbst genau kennen zu lernen uns bemühen, indem wir seine Werke lesen, lesen und wiederlesen, seine Gedanken kennen lernen und in uns aufnehmen.

In seinem „Epilog zur Glocke“, mit dem Goethe den geschiedenen Freund feierte, spricht er das Wort:

„Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.“  
„Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend,  
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

Es kennzeichnet das Verhältnis, in dem Schiller zu uns steht. Was in uns allen als Anlage, als Keim, als Sehnsucht lebt, was zu entwickeln, wachsen zu lassen, mit allen Kräften zu erstreben unsere Aufgabe wäre, — in ihm ist es Vollendung, reife Frucht, erreichtes Ziel. Er ist uns ein Vorbild, dem zu folgen, dem uns anzureihen uns unser eigenstes Wesen, das Beste in uns, ruft. Wir folgen dem Rufe, wir gelangen zur Entwicklung, wenn wir seine Dichtungen, den ganzen Reichtum aller seiner Ideen immer wieder, immer eindringlicher, immer erfolgreicher uns zu eigen zu machen suchen. Indem wir zu Schiller kommen, kommen wir zu dem, was in uns selbst das Edelste, was das Bleibende in uns ist.

Ein anderes Wort aus Goethes Epilog, als er des Freundes Tod beklagt, ist:

„Nun weint die Welt! Und sollten wir nicht weinen?  
Denn er war unser!“

Folgen wir der Anregung, die der heutige Tag uns gibt, errichten wir in uns dem Dichter das lebendige Denkmal durch dauernde Beschäftigung mit dem, was er uns geschaffen hat, dann werden wir freudig und jubelnd dies Wort in ein anderes umwandeln:

„Er ist unser, er wird unser bleiben!“

### Abschiedsworte an die Abiturienten.

(gesprochen bei der Entlassungsfeier am 22. März 1906.)

„Wer weiss, was er will,  
Und will, was er kann,  
Und kann, was er soll,  
Der ist ein ganzer Mann“.  
W. H. Riehl.

Eine beziehungsreiche Stunde habe ich gewählt, meine jungen Freunde, Sie aus diesen Räumen zu entlassen, in denen Sie alle Jahre ihres Lebens zugebracht haben. Am 22. März 1906 empfangen Sie heute aus meiner Hand das Zeugnis Ihrer Lehrer, das Sie als reif bezeichnet, als reif für die weitere, freiere Entwicklung hin zu dem enger begrenzten Ziele der Vorbereitung für den gewählten künftigen Beruf, hin zu dem in weiter Ferne liegenden individueller Ausgestaltung Ihrer Persönlichkeit. Der Tag ist von Bedeutung, der Sie unserem Kreise entführt, das Jahr, in dem Sie zu grösserer Selbständigkeit gelangen. Legte ich Ihre Abschiedsstunde auf den 22. März, so wollte ich sie doch in Beziehung bringen zu dem grossen Fürsten, zu dem verehrungswürdigen Neubegründer unseres Deutschen Reiches, zu Kaiser Wilhelm I., dessen Geburtstagsfeier wir zugleich begehen. Und das Jahr 1906, es lenkt Gedanken und Erinnerungen unwillkürlich zurück auf das Jahr 1806; mit dem Gedenken an die Heldengestalt des Siegers von Sedan, des in Versailles zum Herzog der geeinten Deutschen Proklamierten verbindet sich die Erinnerung an die Zeit der schweren Not, — der schwersten Not, die das Deutsche Volk jemals getroffen, schwerer als die Wirren der Völkerwanderung, schlimmer als die trostlosen Zeiten des verheerenden dreissigjährigen Krieges. Als die Zeit der schwersten Not erscheint mir das Jahr 1806, weil stärker, bedrohlicher als je zuvor mit dem Zusammenbruch der materiellen Macht des Deutschen Volkes auch ein sittlicher Niedergang offenbar wurde, der den Patrioten mit schmerzlicher Trauer erfüllen und ihm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft rauben musste. In dem gleichzeitigen Gedenken an die Tage von Jena und Auerstedt, an die Siege, die das geeinte Deutschland unter Wilhelm I. errang, lassen Sie uns heute Abschied nehmen.

Und ehe wir auseinander gehen, lassen Sie uns zusehen, ob aus diesem Gedenken wohl für Sie und Ihren künftigen Lebensweg noch eine letzte Belehrung und Erhebung sich ergeben möge. Die Not von 1806 ist vergangen, aus ihr entstand dem Deutschen Volke eine geistige Wiedergeburt, die es nach wenigen Jahren zur Erhebung gegen die Unterdrückung, zur Abstreifung der auferlegten Fesseln befähigte. Und Kaiser Wilhelm, der als zarter Knabe seines Vaterlandes Unglück miterlebte, es durch die Trauer und den Schmerz seiner königlichen Eltern, durch die Flucht vor dem rücksichtslosen Sieger an sich selbst kennen gelernt hatte, — er war in spätem Greisenalter berufen, die Hoffnungen unseres Volkes zu erfüllen, er durfte noch eine lange Reihe von Jahren der neuerstandenen Macht, des ungeahnten Aufschwunges an Kraft und Ansehen sich erfreuen, in dem er das neue Reich blühen sah. Wie ein Schutzgeist, wie eine lebendig gewordene Zusammenfassung alles wahrhaft Grossen und Guten Deutscher Art lebt in uns allen sein Angedenken und lässt uns hoffen, dass durch die Wirren der Gegenwart für uns ein Weg sich finden werde.

Denn trotz aller Herrlichkeit des geeinten Deutschlands fehlt es nicht an Schatten und Verwicklungen, die unser Herz bedrücken können. Nur ungern und mit scheelen Augen haben die Völker Europas das Erstarken des neuen Reiches mit angesehen, — wo das starke nun seine Glieder dehnt und seinen Teil der Welt für sich in Anspruch nimmt, wie die anderen Völker ihn schon längst in Besitz genommen

haben, da würden sie am liebsten mit Waffengewalt es überfallen und in die alte Schwäche zurückwerfen. Mit hämischer Freude beobachten sie, wie im Innern des Reiches Neid und Missgunst und Uneinigkeit ihren Absichten zu Hilfe zu kommen scheinen.

Wahrlich, dieser innere Zwist, die Verhetzung weiter Kreise unseres Volkes, er ist ein schlimmeres Übel, als alle Feindschaft, die uns von aussen kommt. Dass eine grosse Partei, die ihre Anhänger nach Millionen zu zählen scheint, jeder Empfindung bar ist für Deutsche Eigenart, dass sie zu aller Zeit sich bereit zeigt, das Wohl des Volkes preiszugeben zu gunsten phantastischer unerfüllbarer Träume, dass sie darüber hinaus mit seinen Feinden gemeinsame Sache machen zu wollen offen einzugestehen wagt, das ist für jeden, dessen Herz für sein Deutsches Vaterland schlägt, ein Anlass zu Kummer und ernster Sorge. Wer vorurteilslos den Lauf der Geschichte betrachtet, der wird freilich das Zugeständnis nicht versagen können, dass, so übertrieben, blind und verdammungswürdig der Hass ist, der einen Teil unseres Volkes gegen den anderen Teil und gegen den Staat erfüllt, dieser andere Teil an dem Gange der Entwicklung nicht ohne Schuld ist und dass er dieser Erkenntnis zum Teil auch jetzt noch sich entschlägt. Wie viel verständnislosen Widerspruch nicht nur sondern sogar wie viel Anfeindung hat nicht einer der besten Kenner der sozialen Verhältnisse unseres Volkes erfahren, als er in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Beamter vor den Vertretern der Nation mahnend seine Stimme erhob und eine geistige und sittliche Wiedergeburt der Deutschen als eine dringende Notwendigkeit bezeichnete!

Lassen Sie uns in dem Jahr, das uns die hundertste Wiederkehr des Tages unserer tiefsten Demütigung bringen wird, lassen Sie uns an dem Tage, an dem der Fürst geboren wurde, der noch im hohen Greisenalter die Hand anlegte, seinem Volke den inneren Frieden zu sichern, indem er in der Botschaft vom 17. November 1881 die soziale Gesetzgebung inaugurierte, kurz betrachten, wie jeder von Ihnen zu seinem Teil in Kaiser Wilhelms Sinne arbeiten, wie er zu seinem Teil eine Wiederkehr der Zustände von 1806 verhüten helfen kann. Die Antwort darauf ist in kurzem Worte zu geben. Indem Sie im vollen Sinne werden, was zu werden Sie heute wünschen bei Ihrem Abschied aus der Schule, bei Ihrem Eintritt in das Leben. Männer wollen Sie werden. Werden Sie Männer, ganze Männer, ein jeder an seiner Stelle, und Sie werden damit tun, was zu tun Sie im Stande sind.

Aber wissen Sie wohl zu sagen, was das heisst, ein ganzer Mann zu sein? Indem ich die Frage mit Ihnen zu bedenken unternehme, möchte ich die Antwort Ihnen voraus geben, die ein feiner Kenner der Deutschen Volksseele, der Kulturhistoriker W. H. Riehl für sie gefunden hat:

„Wer weiss, was er will,  
Und will, was er kann,  
Und kann, was er soll,  
Der ist ein ganzer Mann“.

Ein Mann ist, wer da weiss, was er will? Ich glaube, Sie werden ohne Widerspruch dem Worte recht geben. Wissen, was man will, das heisst doch, stetig sein im Wollen und Streben, nicht unsicher und haltlos abwechseln zwischen eifriger Anstrengung und lässiger Trägheit, nicht hinundhergetragen werden von wechselnden, schnell einander ablösenden Wünschen und Zielsetzungen. Dieser Wechsel von Eifer und Gleichgültigkeit, das leichtherzige Aufgeben eines Zieles, das schnelle Sichbegeistern für ein anderes, diese Schwäche und Unklarheit des Willens ist ja gerade ein Kennzeichen der Jugend, des unmündigen, leitungsbedürftigen Entwicklungsalters. Ihm zur Seite zu stehen, seine Schwäche zu stützen, seine Unklarheit zu lenken und allmählich immer mehr zu beseitigen ist das Bestreben Ihrer Eltern und Ihrer Lehrer gewesen. Mit Gebot und Verbot, mit Beispiel und Lehre, mit der Ordnung Ihres Tagewerkes, mit der Aufsicht über Ihre Tätigkeit, mit Mahnung und Tadel, mit Lob und Anerkennung haben sie daran gearbeitet, Sie vor den Gefahren zu bewahren, die aus Ihrer noch ungestählten Willenskraft Ihnen erwachsen konnten. Zugleich aber haben sie versucht, die Stützen, die Sie Ihnen boten, Ihnen allmählich immer entbehrlicher zu machen, Ihrer erstarkenden Selbstbestimmung immer mehr Spielraum zu gewähren. Nun entlässt Sie die Schule, entlässt Sie das Elternhaus hinaus ins Leben, hinaus zur vollen Selbstbestimmung.

Jetzt, meinen wir, sind Sie im Stande, nach eigener Überlegung sich Ziele zu setzen, nach ihnen hinzustreben in nimmer müder, vielleicht gelegentlich noch aussetzender, doch immer wieder aus eigenem Entschlusse erneuter Arbeit, auf den Weg zu diesen Zielen hin aus eigener Kraft zurückzukehren, wenn einmal ein lockend Trugbild Sie von ihm abgeführt hat. Das also ist's, — ein Ziel sich setzen und ihm zustreben. Wissen, was man will, das macht den Mann.

Doch eine Beschränkung. Das gilt nicht für jedes Wollen, für jedes Ziel. Die Jugend setzt sich Ziele, — jeder von Ihnen hat das gewiss bereits getan, — Ziele, herrlich prangende, glänzende Ziele, die dereinst erreichen zu können er nicht den mindesten Zweifel hegt, mit deren Erreichung für ihn ein hohes Maass von Glück und Genugthuung verbunden sein wird. Aber

In den Ozean schiff mit tausend Masten der Jüngling

Still, im geretteten Boot, treibt in den Hafen der Greis“. —

Nun, es ist nicht nötig, dass Sie diese Erfahrung machen, dass, wenn Ihres Lebens Kreislauf der Vollendung sich nähert, Sie sich als Schiffbrüchige erscheinen. Aber etwas wird nötig sein, — Selbsterkenntnis, Beschränkung, Entsagung. Wohl ist ein Mann, wer da weiss, was er will, — aber das Rechte muss er wollen, er muss wollen, was seinen Kräften entspricht, was er kann. Das ist ein herbes, schweres Ringen nach einem Ziel, das man sich gesteckt hat, wenn die Kräfte fehlen, um es zu erreichen. Da verrinnt das Leben in Enttäuschung und Verbitterung — da ist zuletzt wirklich noch glücklich zu preisen, wer am Abend des Lebens von den stolzen Träumen, die seine Jugend vergoldeten, einen matten Schimmer sich gerettet hat. Sich Ziele setzen für die Lebensarbeit ist Mannesart, — noch mehr, sich die rechten Ziele setzen, diejenigen, die zu erreichen nach der Lage der Dinge möglich ist. Mit Absicht brauche ich den unbestimmteren Ausdruck, ich spreche nicht blos von den körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen, ich möchte ebenso stark die Lebensverhältnisse hervorheben, in denen er sich befindet. Und um nun da das rechte Maass zu treffen, bedarf es der drei Dinge, die ich vorhin nannte, Selbsterkenntnis, Beschränkung, Entsagung. Des ganzen Mannes Art ist es, sich selbst zu kennen, zu wissen, wozu er geschickt ist nach den Gaben, die ihm verliehen sind, zu wissen, welche ihm versagt geblieben sind, über seine Gemüthsart sich klar zu sein und über die Vorteile und Nachteile, die sie ihm im Verkehr mit seinen Mitmenschen bringen kann, des ganzen Mannes Art ist es, die Lebensumstände richtig zu werten, in die er hineingeboren ist, ihre Macht zwar nicht zu überschätzen, und infolgedessen mutlos sich zurückzuhalten, aber auch die Hemmungen nicht zu unterschätzen, die im Stufenbau der menschlichen Gesellschaft da raus ihm erwachsen, dass seine Wiege an einer niederen Stelle stand. Aus der richtigen, klaren und nüchternen Erkenntnis von sich selbst und von den Schwierigkeiten, die das Leben ihm entgegenstellen mag, wird sich ihm dann die Notwendigkeit ergeben, seines Strebens Ziele zu beschränken, den unerreichbaren Idolen seiner Jugendjahre zu entsagen. Auch diese Entwicklung verläuft nicht ohne Kampf und ohne Schmerzen, aber sie verläuft zum Heile des Menschen. Der ganze Mann erwächst aus ihnen, der da weiss, was er will, aber nur das will, was zu glücklichem Ausgang zu führen seine Fähigkeiten ausreichen.

Doch das ist immer noch nicht Alles. Wohl bestimmt der Mensch sich selbst, aber er ist zugleich bestimmt durch die Schranken seiner Individualität und seiner Lebensverhältnisse. Wohl ihm, wenn er beides in Einklang bringen kann! Und wohl ihm in noch höherem Maasse, wenn er sein Können in Einklang bringen kann mit seinem Sollen, wenn er sich als den rechten Mann weiss an der rechten Stelle, wenn er den Platz auszufüllen vermag, an den er gestellt ist. Denn nicht nur wir selbst stellen uns eine Aufgabe für das Leben, das Leben, die Welt, die Vorsehung stellt sie uns. Selten nur entspricht sie ganz derjenigen, die wir selbst uns wählen möchten, und da zeigt sich als ganzer Mann, wem mittelst seines Willens sein Können diesem Sollen anzupassen gelingt.

Es ist nichts geringeres als die Einordnung in die sittliche Weltordnung, die ihm damit gelingt, es ist die höchste Höhe menschlichen Strebens, die er erreichen kann. Mit dieser Einfügung, mit der Unterordnung seines Strebens und seiner Arbeit unter die ihm vom Staat und Gesellschaft als Verkörperungen sittlicher Ideen gestellten Aufgaben erlangt er die wahre, die einzig mögliche Freiheit, die des rechten Mannes würdig ist, deren Zerrbild, das persönliche Belieben, so oft für ihn in Anspruch genommen wird.

Unsere Gedanken wenden sich zurück zu der hehren Fürstengestalt, deren Angedenken dieser Tag geweiht ist. Das war ein ganzer Mann, der Mann, der seines Wollens sich klar bewusst es in den Schranken seines Könnens hielt und sein Können und sein Wollen in den Dienst seines Volkes stellte in edelster Selbstverleugnung, in selbstlosester Hingabe. Sah er sich in Jahren, wo der Mensch im allgemeinen der Ruhe sich zu überlassen pflegt, vor eine Aufgabe gestellt, die eines vollkräftigen Mannes Fähigkeiten zu übersteigen schien, — er sah in ihr ein Sollen, er nahm sie auf sich und sein Können suchte er dem Sollen anzugleichen. Aber es blieb ihm immer fern, es zu überschätzen und als alle anderen Verdienste überragend wird die Geschichte stets die Willenskraft rühmen, mit der er sich bezwang, um den vertrauten und bewährten Ratgebern sein Ohr zu leihen und seine Hand zur Ausführung zu gewähren, auch wo seine

Ansicht von der ihren abwich. Die schlichte Einfachheit und die demütige Bescheidenheit, die das hochentwickelte Bewusstsein seiner Herrscheraufgabe zierte, sie ermöglichten ihm deren Erfüllung vor allen anderen Eigenschaften.

Nehmen Sie denn an die Gestalt unseres Heldenkaisers geknüpft auf Ihren Lebensweg hinaus die Antwort auf die Frage, die wir uns gestellt hatten:

„Wer weiss, was er will,  
Und will, was er kann,  
Und kann, was er soll,  
Der ist ein ganzer Mann“.

Nehmen Sie sie mit hinaus und bewegen Sie sie in Ihrem Herzen, damit sie Ihnen ein Leitstern sei auf der Bahn Ihrer weiteren Entwicklung, dass Sie Männer werden, die gewillt und befähigt sind, unseres teuren Deutschen Volkes gefährdete Güter zu wahren und zu mehren, zu verteidigen und zurückzuerobern. Der Mensch ist nichts in der Vereinzelung, und das Volk, dem er angehört, ist für ihn die eigentliche Verkörperung der Menschheit, des Alls. Die Familie, aus der der Einzelne entsteht, die andere, die er begründet sie wurzeln rastlos im Boden seines Volkes, — er dient ihrem Wohle, wenn er dem Wohle seines Volkes dient. Sittlichkeit und Gottheit sind dem Menschen nur fassbar in der besonderen Prägung, die der Geist seines Volkes ihnen gegeben hat. Die Menschheit und das All sind leere Abstraktionen gegenüber der Fülle von Empfindungen und Vorstellungen, die mit dem Worte Volk sich verbinden.

Dienen Sie als ganze Deutsche Männer dem Deutschen Volke!